GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Frauen, Männer, Geschlechter, Fantasien : Politik der Erzählungen

Hark, Sabine

2006

https://doi.org/10.25595/328

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hark, Sabine: *Frauen, Männer, Geschlechter, Fantasien : Politik der Erzählungen*, in: Dietze, Gabriele; Hark, Sabine (Hrsg.): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie (Königstein/Taunus: Helmer, 2006), 19-45. DOI: https://doi.org/10.25595/328.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Gabriele Dietze / Sabine Hark (Hg.)

Gender kontrovers

Genealogien und Grenzen einer Kategorie

unter Mitarbeit von Carsten Junker, Julie Miess,
Susann Neuenfeldt und Julia Roth

ULRIKE **HELMER** VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at http://dnb.d-nb.de.

ISBN 978-3-89741-215-6

© 2006 Copyright Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat der Übersetzungen: Evelyn Annuß
Covergestaltung: Atelier KatarinaS / NL
Druck und Bindung: Wilfried Niederland Verlagsservice, Frankfurt am Main
Printed in Germany

Gesamtverzeichnis sendet gern: Ulrike Helmer Verlag,
Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus
E-mail: info@ulrike-helmer-verlag.de

www.ulrike-helmer-verlag.de

Inhalt

Sabine Hark und Gabriele Dietze
Unfehlbare Kategorien? – Einleitung 9

Sabine Hark
Frauen, Männer, Geschlechter, Fantasien. Politik der Erzählungen 19

Gabriele Dietze
Schnittpunkte. Gender Studies und Hermaphroditismus 46

Gayle Rubin
Frauentausch. Zur ›politischen Ökonomie‹ von Geschlecht 69

Wendy Brown
Die Unmöglichkeit der Women's Studies 123

Sabine Broeck
Das Subjekt der Aufklärung – Sklaverei – Gender Studies:
Zu einer notwendigen Relektüre der Moderne 152

Judith Butler
Uneigentliche Objekte 181

Annette Schlichter
Queer at Last? Heterosexuelle Intellektuelle und der
Wunsch nach Transgression 214

Carsten Junker / Julie Miess / Susann Neuenfeldt / Julia Roth
Was, wenn Bartleby eine Frau wäre? 243

AutorInnen 261

Sabine Hark

Frauen, Männer, Geschlechter, Fantasien. Politik der Erzählungen

»*Whose counting*?«

Mit »Whose counting?« eröffnet die britische feministische Theoretikerin Sara Ahmed (2000, 97) in der Zeitschrift *Feminist Theory* eine Debatte zur Frage, was zur feministischen Theorie zählt. Um diese Frage beantworten zu können, so ihr Plädoyer, bedürfe es eines Modells der Produktion feministischer Theorie. Denn was als (feministische) Theorie wahrgenommen, ja anerkannt werden könne, sei abhängig von Kontexten der Artikulation, die es zu untersuchen gilt. Und dies schließt die Analyse der Wissensinstitutionen sowie der Produktionsbedingungen und Weisen der Kommunikation und Konsumtion von Wissen und Theorie ein. Die Frage, was als feministische Theorie zählt, sei folglich eher eine Frage des ›wo‹ statt des ›was‹. Ahmed rückt damit die Analyse von Lokalität in den Vordergrund; ebenso zentral für die Klärung der Frage, was im Kanon feministischen theoretischen Denkens Platz findet, scheint mir darüber hinaus aber auch die Analyse der rhetorischen Dimension zu sein. Denn ›*whose counting*‹ ist auch determiniert von dem, was ich die *Politik der Erzählungen* nennen will: Erzählungen, die regulieren, was dazu gehört, die als »strategische Fiktionen« (Luhmann 2001, 58) ein Feld performativ hervorbringen, die Grenzen definieren und Genealogien konstruieren, die Relevanzen ordnen und Plausibilität generieren.

Es sind solche Erzählungen, »strategische Fiktionen«, die mich im Folgenden beschäftigen werden. Gegenstand der Analyse sind *rhetorische Phänomene*: stilistische Mittel – Metaphern, Hyperbolik, Ironie, Sarkasmus – ebenso wie syntaktische – Antithesen, Umkehrungen, Wiederholungen. Ich gehe dabei *erstens* davon aus, dass Umstrittenheit ein zentrales Merkmal von Wissen ist. Dessen Produktion ist als dynamischer und unab-

schließbarer, spannungs- und konfliktgeladener Prozess zu verstehen. Ich gehe *zweitens* davon aus, dass jede Wissensformation beständig im Werden ist, das heißt in einer Kette heterogener Praktiken, in theoriepolitischen und disziplinären Auseinandersetzungen, durch Grenzziehungs- und Grenzverwerfungsprozesse performativ hervorgebracht wird. Ich gehe *drittens* davon aus, dass auch im Feld des akademisch gewordenen Feminismus gekämpft wird um angemessene Namen und Taxonomien, um spezialisierte Territorien und Geltungsansprüche, um Anerkennung und Reputation, um Autorisierung und Wahrheit, um Relevanz und Objektivität, um Prestige und Ressourcen, um Distinktion und Anhängerschaften. Und ich gehe *viertens* davon, dass diese Kämpfe mit dem im intellektuellen Feld vor allem zur Verfügung stehenden Mittel ausgefochten werden: mit und in Texten unterschiedlicher Provenienz und Art.

Texte betrachte ich dafür im Anschluss an Alex Demirovic (1999) als *Aktivität*, durch die neue Konstellationen und neue Kontexte erzeugt werden, die also *soziale Verhältnisse* stiftet. Texte sind Teil eines Kräftefeldes, zu dessen Konstitution sie beitragen, »indem sie als Ereignis in den diskursiven Raum eintreten, eine Redeposition markieren, sich an einen impliziten und expliziten Adressaten wenden, Einfluss nehmen, Vorschläge vorbringen, Einwände antizipieren und ihnen begegnen, Argumente formulieren und Kritik äußern; sie eine konkrete Äußerungsform repräsentieren, einen Stil, ein Vokabular, eine Argumentationsweise, eine Technik des Beweises, eine Rhetorik des Überzeugens und eine Inszenierung des Für-wahr-Haltens« (Demirovic 1999, 952 f.). Texte ordnen vorhandene Äußerungen neu, indem Positionen verworfen und neue argumentative Verkettungen plausibel gemacht werden, indem bereits formulierte Argumente reproduziert und dadurch ältere Texte aktualisiert, andere aber vergessen (gemacht) werden.

Wir haben es hier insofern mit *Politik* zu tun als diese Erzählungen, Taxonomien und Namensgebungen ein Wissensfeld als je spezifisches hervorbringen und ordnen. Geschichten über die Geschichte eines Feldes sind nicht dessen getreue Abbilder, sondern von aktuellen Imperativen ebenso wie von womöglich unbewussten Wünschen regierte »interessierte« Geschichten, die also aus heutiger Perspektive, mit heutigen Zielen und im Kontext gegenwärtiger wissenschaftlicher, politischer und kultureller Referenzen und Anforderungen erzählt werden. Michel de Certeau beschreibt solche ordnenden, disziplinierenden Verfahren als Auswahl »zwischen

dem, was ›verstanden‹ werden kann, und dem, was vergessen werden muss, um die Darstellung einer gegenwärtigen Intelligibilität zu erreichen« (de Certeau 1991[1975], 13 f.).

Feministische Gedächtnispolitik

Die Politik der Erzählungen zu befragen, halte ich nicht zuletzt deshalb für dringlich, da der gegenwärtige Moment für den akademisch gewordenen Feminismus ein entscheidender ist. Denn sieht man die aktuelle akademische Institutionalisierung im Zeichen von *gender* im Zusammenhang mit dem historischen Verblassen von Feminismus und den mehr oder weniger subtilen Umschriften seiner Geschichte, im Kontext untereinander konkurrierender, allerdings mit ungleichem *bargaining*-Kapital ausgestatteter Wissens-*claims* auf das akademische Territorium des feministischen Wissens und nicht zuletzt durch die im Zuge von *Gender Mainstreaming*-Anforderungen verstärkte Nachfrage nach verwaltungsverwertbarem Gender-Wissen, hat sie das Potential, feministische Theorie insgesamt zu reartikulieren. Jedenfalls mehren sich die Indizien, die dafür sprechen, dass wir gegenwärtig die Reartikulation von *Geschlecht als Strukturkategorie* in eine inhaltlich verstandene *Kategorie des Wissens* erleben. Dies geschieht in einem gesellschaftlichen Kontext, in der die Universität der Zukunft sich an Konzepten orientiert, die mit dem Begriff der *»entrepreneurial university«* (Clark 1998) präzise umschrieben sind und die im Wesentlichen die Inkorporierung ökonomisch-technologischer Interessen in die Universität sowie deren Restrukturierung gemäß neuer managerial gedachter Reg(ul)ierungsmodelle umfasst; in einem Kontext zudem, in dem ›Wissen‹ mehr denn je als Ware verstanden wird, die den üblichen Marktformen und ihren beschleunigten Verfallszeiten anzupassen ist, in der eine akademische ›Innovation‹ die nächste jagt, in dem die Wissensproduktion orientiert wird an imaginärer werdenden Vorstellungen der »Bedürfnisse« des (Arbeits-) Marktes, die die Grundlage für die einzig noch legitime Rationalität im globalisierten Kapitalismus abzugeben scheint, und in der folglich – frei nach dem Motto: »Wissen online ist alles« (Mittelstraß 2003, 7) – die vorrangige Aufgabe der WissenschaftlerInnen immer mehr die ist, Wissen

zu managen, es marktgerecht aufzubereiten und an die mehr oder minder konsumwillige Kundschaft zu bringen.

Dem akademisch gewordenen Feminismus wächst damit eine besondere gesellschaftliche Verantwortung zu, ist er doch zum ersten Mal in seiner Geschichte Teil einer gesellschaftlich mächtigen Institution – Wissenschaft – und damit zu einem Akteur im hegemonialen Spiel um die Etablierung der je eigenen Sicht der Teilungen der Welt geworden. Zunächst ist mit dieser wie auch immer prekären Beheimatung in der Akademie zwar die Chance verbunden, dem historischen Verblassen von Feminismus entgegenwirken zu können. Denn Teil der Institution zu sein, deren Funktion die Produktion von wahrem Wissen ist, das in dieser Form nirgendwo anders in der Gesellschaft produziert werden kann, bedeutet in unseren Gesellschaften, in besonderer Weise an der kulturellen Gedächtnisbildung beteiligt zu sein. Dem steht freilich gegenüber, dass es die Institutionen sind, die steuern, was im Gedächtnis behalten wird und was nicht. Wie Mary Douglas in *Wie Institutionen denken* (1991) argumentiert, sorgen die – Institutionen je eigenen – »Denkstile« für die »Erhaltung der Denkwelt«, indem sie »deren Gedächtnis« steuern (Douglas 1991, 121). Das aber heißt, dass der akademisch gewordene Feminismus nicht einfach »ein feministisches Gedächtnis« entwickelt, wie Heike Kahlert argumentiert (Kahlert 2001, 91), sondern ein mit dem Denkstil der Institution Wissenschaft kompatibles Gedächtnis. Doch wenden wir uns nun den kursierenden Erzählungen seiner Geschichte zu.

Historische Gespenster

»Männer, Frauen, Fantasien« titelt *DIE ZEIT* in der Ausgabe vom 11. April 2002 im Ressort »Chancen« einen Artikel zu ›Gender Studies‹. Berichtet wird vom Aufschwung dieser »Fachrichtung« an deutschen Universitäten. Die Erleichterung darüber, dass in diesem akademischen Aufschwung »das feministische Vokabular des Geschlechterkampfes allmählich einer kühleren Betrachtungsweise weicht« (Wiese 2002, 79), kann der Autor kaum verhehlen. Denn durch diese ›kühlere Betrachtungsweise‹ erlangten die ›Gender Studies‹, die zwar »aus der feministischen Frauenforschung« hervorgegangen seien, aber anders als diese »auch Männer einbeziehen«

(Wiese 2002, 79), in seinen Augen ein Niveau professioneller, mit den Regeln und Anforderungen der Wissenschaft und der Universität, aber auch des Arbeitsmarktes kompatible Reife.

Dass sich die »immer noch mächtigen feministischen Impulse« ebenso verflüchtigen werden wie die vom *ZEIT*-Autor hinsichtlich der Stärkung der »verschwindenden männlichen Minderheit« als »erschwerend« angesehene Haltung mancher Professorin, »Gender Studies als eine Fortsetzung der Frauenforschung unter neuem Etikett« zu verstehen (ebd.), scheint dabei nur eine Frage der Zeit zu sein. Und dies insbesondere dann, wenn »die Gender Studies selbst einer gender-kritischen Prüfung« unterzogen würden (ebd.), das heißt, sich stärker als bisher für Männer öffneten. »Die Verantwortlichen könnten dabei von Verona Feldbusch lernen« (ebd.). Diese hatte im »Fernsehduell mit Alice Schwarzer« gesagt: »›Ich habe nichts gegen Männer‹« (ebd.).

›Dem‹ Feminismus ist hier eine eigentümlich phantasmagorische, geisterhafte Schattenexistenz beschieden. Wir erfahren nichts über die Ziele, Absichten und Inhalte von Feminismus, nichts über seine divergenten und kontroversen theoretischen Herkünfte und Zuschnitte, nichts über die Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten zwischen Feminismus als politischem Projekt und Feminismus als akademischem Wissensfeld. Stattdessen figuriert Feminismus als Emblem für einen manichäisch anmutenden ›Geschlechterkampf‹, in dem feministische Professorinnen Männern den Zugang zum Wissen verwehren. Vor allem aber treibt er sein Unwesen als Gespenst aus der Geschichte, das nicht einsehen will, dass es in der Gegenwart keinen Platz mehr hat – es sei denn um den Preis der Karikatur.

Die Zurückdrängung feministischer Axiome, die Abkehr von ›Frauenforschung‹ und die Integration der Männer in die ›Gender Studies‹ sieht der *ZEIT*-Autor daher als entscheidend an für deren zukünftige Entwicklung, ja gar dafür, dass diese überhaupt eine Zukunft haben werden. Denn die »Zeit des Feminismus«, wie dieser sie imaginiert, die Zeit eines Männer ausgrenzenden Feminismus, die Zeit von Alice Schwarzer und die Zeit, in der Seminare »schlicht ›Einführung in die feministische Theorie‹« hießen (ebd.), gehört der Geschichte an. Auf subtile, zugleich anerkennende und entwertende Art und Weise wird hier ›dem‹ Feminismus Tribut gezollt – er hat neue Möglichkeiten geschaffen, nicht zuletzt sind die ›Gender Studies eigentlich aus der feministischen Frauenforschung‹ hervorgegangen – und im selben Moment des Feldes, das heißt in die Geschichte verwiesen: Der

Feminismus hatte seine Zeit, er hat seine Dienste getan und kann, ja muss jetzt aufgegeben werden.

Der *ZEIT*-Text ist indes selbst emblematisch zu verstehen, nämlich als Emblem für die gegenwärtige historische Positionierung von Feminismus. Lynne Segal beschreibt diese lakonisch als »passé, predictable, prosaic; yet the common sense of our age« (Segal 2000, 3). Cornelia Klinger (1998) spricht von einer Strategie der Immunisierung gegenüber der feministischen Kritik: Es würde behauptet, alles, was feministische Kritik zu bieten hat, sei längst akzeptiert und integriert, alle Forderungen erfüllt und alle Ziele erreicht. Das innovative Potential von Feminismus habe sich folglich erschöpft, weshalb es an der Zeit sei, zum *business as usual* zurückzukehren. Ebenso argumentiert Angela McRobbie, die gegenwärtige Situation von Feminismus zeichne sich durch eine eigentümliche Koexistenz zweier sich scheinbar widersprechender Phänomene aus. Einerseits würde Feminismus als politische Bewegung von Frauen und als kritisches Erkenntnisprojekt vehement zurückgewiesen, geschmäht, ja »geradezu gehasst« (McRobbie 2004, 648). Andererseits seien die feministischen Themen und Anliegen im Sinne Gramscis Teil historischer, für die Akteure unhintergehbarer Objektivität, Teil des ›gesunden Menschenverstandes‹ geworden. Der Preis, den Feminismus dafür entrichte, politisch und institutionell berücksichtigt zu werden, sei daher, so McRobbie, zugleich als historisch überholt positioniert zu werden: »Damit dem Feminismus Rechnung getragen werden kann, muss er als bereits verstorben betrachtet werden« (ebd., 657).

Dass Feminismus Teil historischer Objektivität geworden ist, Teil institutioneller Vorgaben und institutionellen Handelns, zeigt sich an einer Vielzahl von Entwicklungen. Das Phänomen der »Verstaatlichung« von Frauenpolitik seit den 1980er Jahren, eine Fülle von Gesetzen und Verordnungen, die die Gleichstellung der Geschlechter zum Ziel haben, eine international stetig wachsende Zahl von Regierungs- und Nicht-Regierungsorganisationen, die mit der Durchsetzung von »Frauenrechten« befasst sind, sowie aktuell supranationale (EU) und nationale Politiken des *Gender Mainstreaming* sind dafür wohl die herausragenden Beispiele. Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern gilt zudem den meisten Frauen und Männern in den Gesellschaften des Westens heute als umgesetzt respektive zum Greifen nah. Geschlechtsbezogene Benachteiligungen existieren in der Wahrnehmung von (jungen) Frauen und Männern kaum noch beziehungsweise

werden als Einzelfälle und nicht als Teil eines allgemeinen Musters gewertet. Dieser Wahrnehmung korrespondiert die auch von Frauen- und GeschlechterforscherInnen vorgetragene Einschätzung, Gleichheit sei *als Norm* heute weltweit etabliert. Doch selbst wenn zutreffen sollte, dass »keine Gesellschaft, kein Gemeinwesen, keine Kultur heute der Auseinandersetzung mit dem Konflikt über die Geschlechterordnung entgehen« kann, wie jüngst Eva Senghaas-Knobloch (2004, 7) feststellte, so finden sich auch für die These, ›der‹ Feminismus sei als politische, soziale und kulturelle Bewegung von Frauen *passé*, eine Reihe von Belegen.

Ein Beispiel dafür ist etwa das Buch der britischen Autorin Rosalind Coward, *Sacred Cows. Is Feminism Relevant To The New Millenium?* (1999). Coward argumentiert hier, Feminismus habe seine Ziele erreicht und werde nicht länger gebraucht. Mehr noch: Da er sich weigere, gesellschaftliche Veränderungen im Geschlechterverhältnis zugunsten von Frauen wahrzunehmen, ja sogar »blind to its own effectiveness« sei (Coward 1999, 30), sei er sogar zu einer problematischen Kraft in der Geschichte geworden, hätten sich seine Siege in Niederlagen verwandelt. Denn nicht nur halte er starrköpfig an »heiligen Kühen«, *sacred cows*, fest – etwa: Frauen seien, ungeachtet feministischer Erfolge, immer noch »Opfer« der Geschichte und Verhältnisse. Feminismus verweigere darüber hinaus Männern die Chance auf Gleichberechtigung und behindere die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern: »Do we need«, so die rhetorische Schlussfolgerung Cowards, »feminism any more or is it damaging relations between men and women, demonizing men and denying them the right to understanding and equality in a society that is harsher for them than ever before?« (ebd., 42).

Auch Coward zollt also dem Feminismus Anerkennung, allerdings erneut um den Preis seiner historischen Zurückweisung. Zwar gibt es für Coward kein Zurück *hinter* den Feminismus. Dieser war sogar notwendig für die Modernisierung von Gesellschaft. Heute stelle er dagegen eher eine konservative, regressive Bewegung dar, die Geschlechterungleichheit – die Benachteiligung von Männern – wenn nicht befördere, so zumindest nicht verhindere. Feminismus müsse daher von der historischen Bühne abtreten.

Feminismus und Gender. Nur eine »Wortunterscheidung«?

Dass der Feminismus an seinen eigenen Erfolgen gescheitert ist, sich seine Siege in Niederlagen verwandelt haben, ist ein Topos, der auch im Diskurs zum *state of the art* der Frauen- und Geschlechterforschung zirkuliert. In zahlreichen, in theoretischer und historiographischer Hinsicht erstaunlich oft sehr kursorischen, wenig differenzierten und homogenisierenden Versionen, die simple Taxonomien eines unterkomplexen ›früher‹ gegenüber einem komplexen ›heute‹ in der feministischen Theoriebildung entwerfen, ist auch hier in oft beinahe akklamatorischem Gestus vom »Ende des Feminismus« beziehungsweise vom »Post-Feminismus« die Rede. Tatsächlich bietet sich der BetrachterIn heute ein heterogenes und von Gegenläufigkeiten geprägtes Bild, in dem subtile, aber für das feministische Wissen signifikante Verschiebungen festzustellen sind. Unübersehbar ist zunächst die Ausdifferenzierung der Benennungen. Statt ›Frauenforschung‹, ›Feministischer Wissenschaft‹ oder ›Feministischen Studien‹ finden sich gegenwärtig immer häufiger – und diese Benennungen ersetzend – die Bezeichnungen ›Frauen- und Geschlechterforschung‹, ›Geschlechterforschung‹, ›Geschlechterstudien‹ und vor allem ›Gender Studies‹ beziehungsweise verschiedene Kombinationen dieser letztgenannten wie die tendenziell tautologische Formulierung ›Geschlechterstudien/Gender Studies‹. Dabei wird die Bezeichnung ›Gender Studies‹ insbesondere dann benutzt, wenn es angeraten scheint, wissenschaftliche Dignität zu demonstrieren oder eine im Unterschied zur Frauenforschung oder feministischen Wissenschaft größere analytische Reichweite, aber auch einen umfassenderen Gegenstandsbereich zu behaupten.

›Gender Studies‹ präsentieren sich dabei wahlweise als wissenschaftliche Fundierung, historische Fortführung oder auch kritische Überwindung von Feminismus beziehungsweise Frauenforschung und der Begriff ›Gender‹ taucht in einer Vielzahl von Bedeutungen und Verwendungsweisen auf: als Kategorie mit größerer epistemischer und analytischer Reichweite, als Kriterium historischer und politischer Unterscheidung und als Benennung eines Objektbereiches. Unschwer ist zu erkennen, dass wir es hier mit Kämpfen um ein ›eigenes‹ Territorium für ›Gender Studies‹ zu tun haben, für dessen Legitimität seine VerfechterInnen auch auf latent und manifest im wissenschaftlichen Feld seit Beginn des feministischen Wissensprojektes existierende Vorbehalte gegenüber Feminismus – etwa

den Vorwurf, Feminismus sei Ideologie beziehungsweise Politik, aber keine Wissenschaft – zurückgreifen, respektive von der Bezeichnung ›Frauenforschung‹ umstandslos darauf geschlossen wird, das anfängliche Selbstverständnis ›der‹ Frauenforschung sei in der Formel ›von Frauen, für Frauen, über Frauen‹ aufgegangen.

Aber auch die inhaltlichen Bestimmungen dessen, worum es geht, sind höchst disparat und immer weniger auf einen Begriff zu bringen. So finden sich einerseits noch immer entschiedene Artikulationen des feministischen Wissensprojektes in starken Begriffen einer normativen Herrschaftskritik. Diese beschreiben den »Ansatzpunkt feministischer Wissenschaften« als »Kritik an Geschlechterhierarchien und Geschlechternormen«, womit »notwendigerweise eine normative Dimension einherzugehen scheint, die in der Verurteilung von Herrschaftsverhältnissen von Männern über Frauen in struktureller, symbolischer und persönlicher Hinsicht besteht« (Ernst 1999, 13). Es finden sich andererseits eher schwache programmatische Bestimmungen respektive solche, die konsequent für eine Emanzipation der ›Gender Studies‹ von ihrem vermeintlichen feministisch-politischen Ballast und dessen Borniertheiten eintreten. In diesen wird als Ziel von »feministischer Forschung« die Verankerung der »Relevanz der Kategorie ›Geschlecht‹ in allen Disziplinen und Teildisziplinen, mindestens in denen der Geistes- und Sozialwissenschaften, in Wissenschaftsgeschichte und -theorie sowie für Naturwissenschafts- und Technikkritik« beschrieben (Bock/Landweer 1994, 99 f.) oder aber ›Gender Studies‹ entweder begriffen als enorm weiter Schirmbegriff, der aus verschiedenen »Teilbereichen, z. B. Frauenforschung, *Women's Studies,* dekonstruktiver Feminismus, *Men's Studies* und *Queer Theory*« besteht (Kroll 2002), beziehungsweise völlig entgegengesetzt für einen sehr eng gefassten Begriff von ›Gender Studies‹ plädiert, die sich auf die »Beobachtung der Geschlechterunterscheidung« beschränken (Hirschauer 2003, 466). Oder der Inhalt von ›Gender-Studien‹ wird beschrieben als quasi theoretisch-therapeutisches Programm der Auseinandersetzung mit der »Konstruiertheit von Geschlechtsidentität«, verbunden mit einer Einladung »an männliche Wissenschaftler, sich mit der Konstruiertheit ihrer eigenen und der in Texten vermittelten Geschlechtsidentität auseinanderzusetzen« (Stephan/von Braun 2000, 11). Damit könne, so die Phantasie, die »ungute ›Arbeitsteilung‹ zwischen Frauen, die Frauenforschung beziehungsweise feministische Forschung betreiben, und Männern, die sich der ›richtigen‹ Wissenschaft widmen, auf-

gehoben werden, und [...] Schluss gemacht werden mit den unterschwelligen Vorbehalten gegenüber Männern, die ›Frauenforschung‹ und Frauen, die ›Männerforschung‹ betreiben« (Stephan/von Braun 2000, 11). »Der Vorteil der *gender*-Kategorie«, liege dabei »im Vergleich zu den von der älteren feministischen Forschung verwendeten Begriffen ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ in ihrem Vermögen, beide Geschlechter einzuschließen, problematische Trennungen aufzuheben und Übergänge fließend zu halten« (ebd.).

›Gender‹ erscheint hier als eine Kategorie mit fast magisch zu nennenden Qualitäten, insofern ihr attestiert wird, solch weitreichende Transformationen in/der Wissenschaft bewirkt zu haben. Ihre kritische Kapazität und Mobilität wird einzig dadurch gewonnen, dass ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ als fixierte, trennende und bornierte Kategorien entworfen werden. Doch warum sollte ›Gender‹ offensichtlich *per se* zu etwas in der Lage sein, was mit den so genannten ›älteren‹ Begriffen nicht möglich war? ›Gender‹, so die US-amerikanische feministische Theoretikerin Robyn Wiegman für die dortige Debatte, habe selbst der Kritik nie lange genug Stand halten können, um die problematischen Erbschaften des Begriffs ›Frau/en‹ dekonstruieren zu können. Und dies sei zum Teil dem Umstand geschuldet, dass die Bedeutungskette, die durch ›Gender‹ in Gang gesetzt würde, mit der impliziten Subordination von »race, class, and nation« beginne (Wiegman 2001, 356). ›Gender‹ signalisiere in dieser Perspektive, fährt Wiegman fort, eine eigene Version des kategorialen Scheiterns von ›Frau/en‹.

Welche Fantasien über Vollständigkeit – ›Gender‹ schließt beide Geschlechter ein – beherrschen also die Entscheidungen für die Privilegierung eines bestimmten Begriffsinstrumentariums über ein anderes? Auch von der Skepsis gegenüber ›Gender‹, wie sie etwa von Rosi Braidotti (1994) oder wiederholt von Joan Scott (1994 [1986]) vorgetragen wurde, dass nämlich, so Scott, ›Gender‹ als »eine Facette des Strebens der feministischen Wissenschaft nach akademischer Legitimität« eingesetzt würde (ebd., 33), und so zu einer »Möglichkeit geworden ist, zum Feminismus Stellung zu beziehen« (Scott 2001, 55), beziehungsweise sich von seiner »angeblich scharfen Polemik abzugrenzen« (ebd.), ist in diesen Erzählungen nichts zu finden.

Vom anfangs leidenschaftlich vertretenen Anspruch der Herrschaftsabsage, davon, Gesellschaft mit Hilfe der feministischen Erkenntnisse nicht

nur besser beschreiben, sondern radikal verändern zu können, aber auch davon, dass ›Frauenforschung‹ Reflexionsraum feministischer politischer Praxis ist, ist jedenfalls in jenen Selbstbeschreibungen nur noch vage die Rede: »weil die Gender-Forschung von ihrem Anspruch her gesellschaftliche Verhältnisse nicht nur in Frage stellt, sondern auch verändern möchte« (Stephan 2000, 92). Zudem kann gegenwärtig der Eindruck entstehen, dass das sich nun verstärkt als wissenschaftliches Fach präsentierende Feld der ›Geschlechter‹- beziehungsweise ›Gender-Studien‹ rhetorisch den Nachweis seiner akademischen Professionalität und Relevanz nicht nur durch eine, wie der Autor des *ZEIT*-Artikels bemerkt hatte, eher ›kühle‹ Begrifflichkeit zu führen sucht. Auffallend ist auch die häufig anzutreffende Rede von der notwendigen Abgrenzung gegenüber nicht-wissenschaftlichen frauenpolitischen Kontexten und feministischen Perspektiven, gilt doch gerade die durch die Grenzziehung zwischen wissenschaftlich / nicht-wissenschaftlich entstehende Identität gemeinhin als besonderer Nachweis von Professionalität und wissenschaftlicher Reife.

Die Zeit des Feminismus

Nun geht es mir nicht darum, in den Startblöcken hocken zu bleiben und Feminismus aus der Geschichte herauszunehmen, um ihn einzufrieren und so gegen Kritik zu immunisieren. Die Frage nach der *Zeit* des Feminismus, danach, inwiefern das feministische Denken betrachtet werden sollte »als nur ein kurzer Moment in dem Gedanken der anthropomorphen Identität [...], der gegenwärtig den Horizont und die wissenschaftliche Zukunft unserer Gattung überzieht«, (Kristeva 1986, 211; Übersetzung sh), kann und soll an dieser Stelle daher von mir nicht zurückgewiesen, aber auch nicht als schon entschieden gelten. Insofern ein Ziel von Feminismus die radikale Transformation hierarchischer Geschlechterverhältnisse ist und Ziel des feministischen Wissensprojektes die Transformation allen (wissenschaftlichen) Wissens und dessen vergeschlechtlichter disziplinärer Ordnung, wäre der Feminismus in der Tat als ein solch ›kurzer Moment am Horizont der Wissenschaft‹ zu verstehen. Denn bei Erreichen dieser Ziele hätte er sich zweifellos historisch überflüssig gemacht. Frauenforschung, so Ute Gerhard schon 1986, sei letztlich nur als »Übergangssituation« denk-

bar, da sie auf »die Beseitigung eines grundlegenden Widerspruchs« ziele, auch wenn dies sehr lange dauern könne (Gerhard 1986, 156). Nur wenig früher hatte die US-amerikanische Historikerin Nancy Cott (1983, zitiert nach Boxer 1998, 41) hoffnungsvoll prognostiziert, »in the long term« seien *Women's Studies* aus einer separaten Perspektive nicht notwendig, da die von diesen vorgeschlagene Perspektive zur normalen, allgemein akzeptierten Perspektive geworden sein würde – wobei sie diesen »long term« mit »fifty years or so« bezifferte.

Gleichwohl sich feministische Theorie auch nach Cotts optimistischer Zeitrechnung noch mitten in dem von ihr prognostizierten *long term* befindet, muss(te) allerdings, wie Irene Dölling in »Das Veralten der Frauenforschung« (1996) argumentiert, manche ihrer Thesen und Grundannahmen bereits ›veralten‹, da die Gegenstände feministischer Reflexion – die soziale und politische Situation von Frauen und Männern, aber auch die Institutionalisierungen des Geschlechterverhältnisses, soziale und kulturelle Formationen, Diskurse und Repräsentationen – selbst in signifikanten Hinsichten ›veralten‹, das heißt sich historisch verändern. Um auf der ›Höhe der Zeit‹ argumentieren zu können, sind demzufolge begriffliche, theoretische und methodologische Revisionen und Entwicklungen nicht nur unvermeidlich, sie sind sogar notwendig.

Doch im Lichte einer Einsicht von Michel Pêcheux (1975), dass nämlich »der ganze Klassenkampf manchmal auf eine Wortunterscheidung reduziert werden« kann, scheint mir der im *ZEIT*-Artikel anvisierte *gender turn* Indikator für weit mehr als das notwendige Veralten, für einen schlichten Wechsel im feministischen Vokabular zu sein. Er ist auch mehr als die individuelle Phantasie des Autors, der sich von einem als repressiv imaginierten feministischen Über-Ich befreien muss. Denn der dort mit Erleichterung aufgenommene begriffliche Wechsel von Feminismus zu ›Gender‹, die Diagnose der zukünftigen Irrelevanz der Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter oder Rosalind Cowards abschlägige Antwort auf die Frage, ob Feminismus noch eine Relevanz für das neue Jahrtausend habe, können weder schlicht gelesen werden als spätes – und überdies schwaches – Echo auf Kristevas These, der Feminismus werde nur ein kurzer Moment am Horizont unserer Gattung sein. Diese Phänomene sind vielmehr zu lesen als Symptom für eine Reihe von diskursiven, theoretischen, materiellen und politischen Reformulierungen und Revisionen, die der akademisch gewordene Feminismus erfahren hat, seit Feministinnen

vor nunmehr rund dreißig Jahren mit dem emphatisch vertretenen Anspruch der Herrschaftsabsage antraten und die Welt, das wissenschaftliche Wissen und die Institution Wissenschaft radikal zu verändern suchten. Sie sind aber auch Zeichen dafür, dass die gesellschaftlichen, politischen, wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Konstellationen und Kräfteverhältnisse, innerhalb derer der akademische Feminismus heute agiert, grundsätzlich verschieden sind von denjenigen zu Beginn des feministischen Wissensprojektes in den 1970er Jahren. Schließlich ist es nicht zuletzt der Feminismus selbst, der zu diesen veränderten gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und wissenschaftspolitischen Konstellationen, zu neuen Institutionalisierungen, veränderten Deutungsmustern, kulturellen Repräsentationen, juridischen und normativen Konfigurationen beigetragen hat. Feminismus muss deshalb als *historisches Projekt* verstanden werden – und zwar nicht nur in dem Sinne, dass er als eine Kraft in der Geschichte zu verstehen ist, er Geschichte macht, also auf geschichtlich gewordene Verhältnisse einwirkt, sondern selbst historisch gemacht und damit kontingent ist. Insofern ist die Zukunft von Feminismus tatsächlich eine stets offene Frage.

Chronologien feministischer Theorieentwicklung, die Wechsel im Register, die Betonung der Notwendigkeit theoretischer Umorientierungen oder die Behauptung neuer Paradigmen im feministischen Denken können wir vor diesem Hintergrund als eine soziale Aktivität verstehen, die im Feld feministischen Wissens neue Konstellationen erzeugt, indem der Redefluss in *bestimmten* Weisen skandiert wird, indem Positionen verschoben werden, Bestimmtes zur Kenntnis gebracht, anderes hingegen vergessen gemacht wird. Es handelt sich um diskursive Interventionen durch die in einem sehr materiellen Sinne die Kulissen umgestellt werden; mithin eine neue Sicht auf das und vom Feld feministischen Wissens erzeugt wird, damit auch die je eigene Position etabliert oder gefestigt und zu einem Machtfaktor im Feld ausgebaut werden kann. Danach befinden sich diejenigen, die sich einem bestimmten Feld zurechnen, buchstäblich an einem anderen Ort.

Eine Umstellung der Kulissen

Ich will das exemplarisch zeigen an einem Text von Bettina Heintz, »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz« (1993). Dieser Text hat für eine nicht unbeträchtliche Beunruhigung im Feld deutschsprachiger feministischer Theorieproduktion gesorgt. Eine Vielzahl oft eher kursorischer Bezugnahmen, aber auch intensiver Auseinandersetzungen zeugen davon, dass Heintz' Text Teil einer diskursiven Kräftekonstellation wurde, durch die die intellektuelle – und materielle – Kartographie des feministischen Wissensfeldes verändert wurde. »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz« stellt freilich kein beliebiges, sondern ein signifikantes Beispiel für eine ›erfolgreiche‹ Intervention in das feministische Wissensfeld dar. Insofern verwende ich Heintz' Text hier in exemplarischer Absicht, um zu zeigen, in welcher Weise Texte als politische Aktivität verstanden werden können. Es geht also nicht darum, die empirische Validität der These der De-Institutionalisierung von Geschlecht zu diskutieren, sondern allein um die *Politik* dieser Rekonstruktion feministischer Theoriegeschichte(n).

Heintz resümiert in »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz« auf wenigen Seiten die »Diskussion rund um den Begriff ›Geschlecht‹ in den letzten 30 Jahren« (Heintz 1993, 18). Ohne auf die unterschiedlichen Verläufe US-amerikanischer und deutschsprachiger feministischer Theorieentwicklung oder auf die Bedeutungsunterschiede zwischen der Sex/Gender-Begrifflichkeit und der Kategorie ›Geschlecht‹ einzugehen, ohne die Problematik der transnationalen Reisen theoretischer Begrifflichkeiten auch nur zu bemerken, bestimmt Heintz die in der US-amerikanischen feministischen Theorie entwickelte »Unterscheidung von ›*sex*‹ und ›*gender*‹«, die dort ohne Zweifel mehrheitlich von feministischen DenkerInnen gebraucht wurde, auch für die hiesigen Kontexte als die »lange Zeit« gültige »theoretische Leitdifferenz der Frauenforschung« (ebd., 19). Zu Recht kritisiert Heintz, dass mit dieser Unterscheidung die Vorstellung einer »»natürlich«« gegebenen Differenz zwischen den Geschlechtern« (ebd., 35), deren kritische Dekonstruktion doch das eigentliche feministische Anliegen sei, tendenziell reproduziert wurde, beziehungsweise zumindest ein der Dekonstruktion entzogener, naturgegebener ›Rest‹ konstruiert worden sei. Geschlecht, wendet Heintz ein, sei jedoch als »eine durch und durch historische Kategorie« zu verstehen (ebd.), wobei sie mit ›durch und durch‹ wohl darauf abzielt, dass es eben jenen nicht-histo-

rischen, naturgegebenen ›Rest‹ nicht gibt. Heintz begrüßt daher die von ihr unter dem Schirmbegriff »post-feministisch« zusammengefassten theoretischen Anstrengungen der restlosen »De-Naturalisierung« beziehungsweise »Dekonstruktion« des Geschlechterbegriffs (Heintz 1993, 35), in die sie sich mit ihrem Text zugleich einreiht.

Gleichsam *en passant* charakterisiert Heintz im folgenden Absatz den auf der Sex/Gender-Unterscheidung gründenden Geschlechterbegriff, »der die feministische Diskussion lange Zeit beherrscht hat«, als »universalisierend« (ebd., 37). Dies wird im weiteren Verlauf des Textes mehrfach von Heintz wiederholt, ohne dass sie ausweist, in welchen Theorie-Kontexten dies der Fall war, noch, was genau unter einer »universalisierenden Begrifflichkeit« zu verstehen ist. In jedem Fall sei jedoch, so das abschließende Urteil, dieser »unversalisierende« Begriff historisch überholt. Heintz schließt hier die berechtigte Kritik an einem epistemischen Modell, das offenkundig nicht in der Lage war, die Arbeit der De-Naturalisierung von Geschlecht/erhierarchie konsequent zu leisten, kurz mit der Behauptung, die feministische Theorie sei von diesem »universalisierenden«, essentialistischen Begriff beherrscht worden. Heintz flankiert ihr Argument mit zwei Entwicklungen, die sie als »strukturelle Ursachen« charakterisiert: Erstens sei »der Feminismus« als ein »spezifisch westliches, spezifisch weißes und spezifisch bürgerliches Phänomen« (ebd.) von verschiedenen Seiten, insbesondere durch »farbige Frauen« (ebd., 36), kritisiert worden und zweitens habe sich durch den »Individualisierungsprozess« auch die »Lebenssituation von Frauen« pluralisiert (ebd.). Abschließend fordert sie dann den Abschied von der »Idee einer natürlichen Differenz zwischen den Geschlechtern« (ebd., 41) und eine radikale, deontologische Neuorientierung des feministischen Denkens.

Heintz' Text erzeugt – indem dieser sich mit im Feld bereits existierenden Positionen verbindet, die zudem von ihr in spezifischer Weise konturiert werden – im feministischen Wissensfeld eine neue, ›Post-Feminismus‹ genannte Kräftekonstellation, die sie insbesondere durch die »führenden Theoretikerinnen« (ebd., 35) Donna Haraway, Judith Butler, Jane Flax, Sandra Harding und Joan W. Scott repräsentiert sieht – eine Kräftekonstellation im Übrigen, der sich Heintz implizit selbst zurechnet. Ohne auf die durchaus fundamentalen Differenzen zwischen diesen Denkerinnen einzugehen oder auf die kontroverse Frage, inwieweit sich diese selbst als ›post-feministische‹ Denkerinnen begreifen, bedient sich Heintz hier einer

akademisch konventionalisierten Form der Nennung, die Martin Jay in »Name Dropping or Dropping Names? Modes of Legitimation in the Humanities« (1990) beschrieben hat als die Verwendung »charismatischer Namen« zur Autorisierung des eigenen Arguments. Die Autorität über das feministische Wissensfeld, die Heintz' Text beansprucht, hängt wesentlich an der Zitierung und Zirkulation dieser ›charismatischen Namen‹, sie garantieren die Gültigkeit der hier entworfenen Taxonomie. Der durch diese Namen repräsentierten ›post-feministischen‹ Konstellation stellt Heintz dann eine – weitgehend namenlos bleibende – ›Feminismus‹ respektive ›Frauenforschung‹ genannte Konstellation gegenüber, die zwar wesentliche Impulse hinsichtlich der Denaturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit geliefert habe, letztlich jedoch an ihre definitive Grenze gestoßen sei. Dies sei vor allem dem Umstand geschuldet, dass, so Heintz, der »neue Feminismus« sich nicht aus dem Dilemma habe befreien können, »die Frau« entweder als »Person ohne Geschlecht« oder als »nur Geschlecht« zu denken (ebd., 22), in beiden Fällen aber von einer fundamentalen, unhintergehbar und körperlich fundierten Differenz der Geschlechter ausgegangen sei.

Gegen die ›frühere‹ feministische Theorie führt Heintz allerdings nicht nur ›angemessene‹, autoritative Namen und theoretische Argumente ins Feld. Sie kritisiert die von ihr der ›klassischen‹ feministischen Theorie zugeordnete Sex/Gender-Unterscheidung nicht allein auf epistemischem Terrain. Vielmehr bestreitet Heintz, wie gesagt, deren Geltung noch mit zwei weiteren Argumenten beziehungsweise gesellschaftspolitischen Entwicklungen: Zunächst beruft sie sich auf die innerhalb des Feminismus einflussreich gewordene politische und theoretische Kritik Schwarzer Frauen an der Begrenztheit des so genannten weißen, westlichen – und an der Norm der Heterosexualität orientierten – Mittelschichtsfeminismus, der zudem das Privileg genießt, als der universelle Feminismus zu gelten. Wobei Heintz auch hier im Unterschied zu ihrer Nennung der illustren Reihe sogenannt ›post-feministischer‹ Theoretikerinnen keine einzige Autorin, kein einziges Werk namentlich aufführt. Der unter anderen von Gayatri Chakravorty Spivak (2003 [1988]) erhobene Vorwurf der Instrumentalisierung des kolonialen Subjekts als ›das Andere‹ zur Legitimation weißer Diskurse trifft daher auch Heintz' Inanspruchnahme der feministischen Kritik Schwarzer Frauen.

Über die innerfeministische Kritik hinausgehend, führt Heintz weiterhin das Argument einer komplexeren gesellschaftlichen Wirklichkeit ins Feld, der gegenüber die ›ältere‹ feministische Theorie zwangsläufig als unterkomplex erscheinen muss. Damit scheint deren Unbrauchbarkeit hinlänglich bewiesen. Diese hatte ihre Zeit, so das von Heintz zwar nicht ausgesprochene, aber subkutan nahe gelegte Fazit. »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz« wird so Teil einer neuen und überlegenen ›postfeministisch‹ genannten Konstellation, die der Text selbst mit herstellt, indem bereits existierende Positionen in spezifischer Weise skandiert werden, indem bestimmte Argumente und Perspektiven nach vorne geschoben werden, nur bestimmte Bezüge aktualisiert, andere dagegen dethematisiert werden und indem Heintz eine spezifische Gegenstandsreferentialität konstruiert.

Doch ein solch machtvoller Effekt ist selbstredend niemals allein Ergebnis einer Taxonomie, so plausibel und überzeugend diese auch immer sein mag. Vielmehr entfaltet sie ihre Plausibilität, weil sie sich in einem in Bewegung befindlichen Feld einschreiben kann in einen Widerstreit, weil sie in diesem Widerstreit an bestimmte Positionen anschließen und ihre Geltung auch aus bereits durchgesetzten Geltungsansprüchen ableiten kann – und diese wiederum durch die neue Taxonomie ebenfalls in ihrer Geltung bestätigt werden. In der Tat erlebte das feministische Wissensfeld zu Beginn der 1990er Jahre – insbesondere in Folge der Veröffentlichung und kontroversen Aufnahme von Judith Butlers Buch *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity* (1990), das 1991 in deutscher Übersetzung erschien – eine bewegte Zeit, das heißt eine Reihe tiefgreifender Konflikte, in denen der Einsatz feministischen Wissens in vielfacher Weise neu ausgehandelt wurde. In dieser Umbruchphase, in der weniger denn je von einem theoretischen, politischen oder epistemischen Konsens innerhalb des feministischen Wissensfeldes gesprochen werden konnte, in der scheinbar festgezurrte Hegemonien aufbrechen, ist »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz« gewissermaßen ein Text zur rechten Zeit; ein Text, der erfolgreich in die Neuordnung des feministischen Wissensfeldes eingreifen kann – und damit natürlich auch in die Allokation und Distribution der wissenschaftlichen Güter.

Die in Heintz Text vorgenommene Neuperspektivierung feministischer Theoriegeschichte im Zeichen von ›Gender‹ wird jedoch nicht nur möglich durch die expliziten Verkettungen, die im und durch den Text hergestellt

werden. Ebenso bedeutsam für das Unterfangen, eine neue Landkarte feministischer Theorie zu zeichnen, ist auch das, wovon »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz« *nicht* spricht: Heintz' Argumentation gründet auf der These, der ›klassische‹ Feminismus habe im Zeichen einer »ahistorischen Geschlechterontologie« gestanden. Doch entgegen dieser Perspektive auf die feministische Theoriegeschichte lässt sich unschwer argumentieren, dass es erstens nie nur einen »Geschlechterbegriff« gab, der die feministische Diskussion beherrschte, und zweitens gerade die Kritik an den in der Wissenschaft vorgefundenen ontologisierenden Konzeptionen von Weiblichkeit einer der zentralen feministischen Ausgangspunkte gewesen ist. Gleichwohl die biologisch gedachte Zweigeschlechtlichkeit eine meist stillgeschwiegene Voraussetzung des feministischen Diskurses bildete, war damit noch keine Aussage darüber gemacht, welche Bedeutung diesem Unterschied zugeschrieben wurde. Zudem standen »Ansätze«, so auch Gudrun-Axeli Knapp, »die offensiv mit universalisierenden, homogenisierenden oder harmonisierenden Aussagen über männliche und weibliche Geschlechtseigenschaften und Geschlechterverhältnisse operierten, im deutschsprachigen Raum entweder am Rande des akademischen Diskurses oder stießen schnell auf Kritik« (Knapp 2000, 67).

Ich greife dafür nur einige dieser ›frühen‹, von Heintz nicht diskutierten Positionen heraus: Die Historikerin Gisela Bock kritisiert in einem der ersten deutschsprachigen Texte zum Selbstverständnis von Frauenforschung beziehungsweise feministischer Wissenschaft, »Frauenbewegung und Frauenuniversität. Zur politischen Bedeutung der ›Sommeruniversität für Frauen‹« (1977), dass »die Frau« in der Wissenschaft »fast immer nur als passiv angesehen, als Objekt, als Natur und unterdrücktes Anhängsel« (Bock 1977, 20). Dagegen, fährt Bock fort, zeige »unsere Wissenschaft [...] nicht nur die Unterdrückung der Frauen, sondern auch die Dialektik zwischen Unterdrückung und Autonomie« (ebd.). Bock bestimmt also gerade die Kritik an naturalisierenden und vereinheitlichenden Konzepten sowie die Geschichtlichkeit der Position von Frauen als Ausgangspunkte des feministischen Wissensprojektes.

Ebenfalls schon Mitte der 1970er Jahre hatte die Anthropologin Gayle Rubin in ihrem für die internationale feministische Theorieentwicklung bahnbrechenden – und in diesem Band erstmals übersetzten – Aufsatz »The Traffic in Women: Notes on the ›Political Economy‹ of Sex« (2006 [1975]), in dem sie den Begriff des »sex/gender-system« – in Ermangelung

eines, wie sie schreibt, »eleganteren Begriffs« – prägte, für ein nicht-essentialistisches Verständnis von Geschlecht plädiert. Zwar konnte Rubin sich nicht gänzlich vom Gedanken einer biologisch fundierten Zweigeschlechtlichkeit lösen: Sie definiert das »sex/gender-system« als »ein Reihe von Ordnungen [...], durch die eine Gesellschaft biologisches Geschlecht in Produkte menschlichen Handelns verwandelt und innerhalb dessen diese verwandelten geschlechtlichen Bedürfnisse befriedigt werden« (Rubin [2006, 70 f.). Gleichwohl Rubin hier also von einer nicht näher bestimmten ›biologischen Sexualität‹ ausgeht, die außerhalb von Kultur ist, werden – und das ist ein zentraler Einsatz des Textes – Sex und Gender als zwar aufeinander verwiesene, aber weder kausal noch funktional aufeinander bezogene Ebenen vergeschlechtlichter Identitäten begriffen. Anatomie, so die politische Vision, ist nicht länger Schicksal. Im Gegenteil: Es ist das ›Sex-Gender-System‹, verstanden als ›eine Gruppe von Übereinkünften‹, das die Grundlage für die Transformation dieser ›biologischen Sexualität‹ in ›menschliche Aktivität‹ darstellt. Ausgehend von der strukturalistisch informierten These, dass »geschlechtliche Identitäten« nicht in einer körperlich organisierten Geschlechterdifferenz gründen, sondern abhängig sind von Verwandtschaftsverhältnissen, sei es daher, so Rubin schon damals, notwendig, eine Vision zu haben von » einer androgynen und Gender-losen (aber nicht Sex-losen) Gesellschaft, in der die geschlechtliche Anatomie keinen Einfluss darauf hat, wer man ist, was man tut, und mit wem man ins Bett geht« (Rubin 2006, 109). Sex, Gender, Begehren und Identität müssen folglich als diskontinuierlich gedacht werden, so die politische Utopie Rubins.

Wenige Jahre später, zu Beginn der 1980er Jahre – lange vor dem so genannten ›post-feministischen turn‹ also –, gerät dann im US-amerikanischen feministischen Diskurs die Sex/Gender-Unterscheidung in die Kritik. Allison Jaggar (1983, 109) etwa mahnt an, dass mit dieser Trennung nicht bedacht werden könne, inwieweit der physiologische Körper selbst schon Ergebnis sozialer Normen ist – und nimmt damit Judith Butlers berühmte These aus *Gender Trouble* – »*sex was always already gender*« (Butler 1990, 7) – in Umrissen bereits vorweg. Joan W. Scott argumentiert, dass ›Gender‹ nicht die »festgelegten, natürlichen körperlichen Unterschiede zwischen Frauen und Männern reflektiert oder implementiert« (Scott 1988, 2; Übersetzung sh). Vielmehr bezeichne Gender »das Wissen, das den körperlichen Unterschieden ihre Bedeutung verleiht« (ebd.). Die

Geschlechtsunterschiede (*sexual difference*) seien nur als Funktion unseres Wissens vom Körper zu sehen, weshalb die Geschlechterdifferenz auch nicht der kausale Grund sei, aus der die soziale Organisation abgeleitet werden könne. Vielmehr stelle sie selbst eine variable, erklärungsbedürftige soziale Struktur dar. Und auch im deutschsprachigen Diskurs hatte Carol Hagemann-White die Annahme, dass Zweigeschlechtlichkeit als »außergesellschaftliches, naturgegebenes und unveränderbares Faktum« zu begreifen sei (Hagemann-White 1984, 137), längst deutlich zurückgewiesen.

Ohne nun die Positionen von Gisela Bock, Gayle Rubin, Allison Jaggar, Carol Hagemann-White oder Joan W. Scott hier hinsichtlich ihrer theoretischen Plausibilität zur Debatte zu stellen und diese schlicht gegen die Position von Bettina Heintz auszuspielen – auch diese sind auch zu lesen als *Aktivitäten*, die intervenieren, die eine Konstellation und einen Kontext erzeugen –, wird daran doch deutlich, worum es in der ›post-feministischen‹ Rede vor allem zu gehen scheint: Statt kritischer Diskussion der Reichweite und Begrenzungen theoretischer Positionen, statt der kritischen Rekonstruktion der diskursiven Verzweigungen und Vernetzungen steht die Etablierung der eigenen Position im Vordergrund. Statt die Geschichte feministischer Theorie als Geschichte eines zu jedem gegebenen Zeitpunkt komplexen Feldes widerstreitender und inkommensurabler theoretischer Positionen zu rekonstruieren, werden – ob willentlich oder nicht – oft genug karikierende, reduktionistische und homogenisierende Versionen ›früherer‹ Phasen feministischer Theorie entworfen oder in Kauf genommen. Solche handlichen, gleichwohl irreführenden Versionen dienen dann als *easy targets*, mit deren Hilfe die theoretische Überlegenheit und/oder empirisch größere Angemessenheit der heutigen eigenen Perspektive dokumentiert wird.

Die »Auflösung der Geschlechterdifferenz« steht so am Beginn der Neuordnung des feministischen Feldes, dessen Resultate wir heute recht genau übersehen können. Der *gender turn* war über die Maßen erfolgreich. Anders als im europäischen oder US-amerikanischen Kontext ist es im deutschsprachigen Raum akademisch kaum noch legitim, von Feminismus oder feministischer Theorie zu sprechen. Wer einmal in den vergangenen Jahren in einem akademischen Gremium saß, das mit der Implementierung von Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigt war, weiß wovon die Rede ist. Die beispielsweise präsidiale Nachfrage, warum man noch von

Frauen spreche, wo doch ›Gender‹ zur Hand sei – übrigens gerne in der eingedeutschten Version ausgesprochen –, mag auch anekdotischen Wert haben, sie indiziert jedoch vor allem einen – auch von Frauen- und GeschlechterforscherInnen betriebenen – signifikanten Kurswechsel, dessen wesentliches Resultat die Delegitimierung von Feminismus gewesen ist.

Politik der Erzählungen in postfeministischen Zeiten

Worum also geht es, wenn in einer postfeministischen gesellschaftlichen Konstellation ›Frauen‹ beziehungsweise ›Feminismus‹ als Zeichen der Stationen eines Irrwegs figurieren, von dem wir dank der Kategorie ›Gender‹ wieder auf den rechten Weg zurück in eine viel versprechende Zukunft gefunden haben? So als sei ›Gender‹ *per se* immun gegen die Art von Ausschlüssen und Ausblendungen, die heute mit den Kategorien ›Frau‹ beziehungsweise ›Feminismus‹ assoziiert werden. Worum geht es in dem Bemühen, eine konsistente, widerspruchsfreie und zugleich umfassendere Repräsentation versprechende Benennung zu finden, wie sie die Bezeichnung ›Gender Studien‹ gegenüber ›feministischer Theorie‹ oder ›Frauenforschung‹ darzustellen scheint? Welche Effekte werden die verschiedenen Benennungen für das Wissen haben, das in diesen Namen produziert wird? Nach welchen Kriterien wird was kanonisiert und was weggelassen? Welche Theorien, Ansätze, Namen haben das Potential, akademisch zu zirkulieren und welche nicht? Wer entscheidet darüber? Wie antworten wir auf die Dynamiken der Homogenisierung der eigenen (Theorie-)Geschichte oder auf Dynamiken diskursiver Enteignung von ›innen‹ wie von ›außen‹? Wie können (noch) gemeinsame (?) feministische Ansprüche an die und in der Wissenschaft definiert werden, wenn Feminismus selbst ein Feld widerstreitender, inkommensurabler und konfligierender Positionen ist? Wie reflektieren wir in unserem Wissen, aber auch in unseren institutionellen Praxen, dass Feminismus in die Universitäten umzog, dort ein wenn auch immer noch bescheidenes Heim gefunden hat, von den Rändern ins Zentrum gerückt ist? Die Position der kritischen Marginalität ist jedenfalls nicht mehr umstandslos reklamierbar, gleichwohl das Heim bescheiden und mit Hypotheken belastet und Integration in die akademischen Organi-

sationen nicht umstandslos mit Assimilation an deren Werte und Praxen gleichzusetzen ist.

Vor dem Hintergrund von Angela McRobbies Argument, die gegenwärtige Position von Feminismus zu verstehen als zugleich berücksichtigt *und* zurückgewiesen, als Teil des ›gesunden Menschenverstandes‹ *und* historisch überholt, als ›*taken into account*‹ und ›*having passed away*‹, sollten wir uns auch fragen, ob die jetzt etablierten intellektuellen und institutionellen Formationen in der Lage sind, die anstehende Arbeit zu leisten. Sind etwa die gegenwärtigen, wenngleich nach wie vor prekären Institutionalisierungserfolge der ›Gender Studien‹ im Lichte dieses Arguments als Teil der Erfolgsgeschichte von Feminismus zu bewerten oder als Zeichen seines Niedergangs – oder sind sie gar beides? Mehr noch: Sollte Rosi Braidottis oder Joan Scotts Kritik, ›Gender‹ habe zur Delegitimierung von Feminismus beigetragen, zutreffen, tragen dann die ›Gender Studien‹ nicht zur Zurückweisung und Desartikulation von Feminismus bei statt zu seiner Reartikulation? Eine Aufgabe, die im Kontext von weltweit veränderten politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnissen sowie im Kontext von radikal veränderten Bedingungen von Wissensproduktion ohne Zweifel dringend ansteht. Doch auf welchen Feminismus berufen sich Braidotti und Scott? Um ein einfaches Zurück zu einem Feminismus *vor* den hier tendenziell unterstellten ›institutionellen Sündenfall‹ kann es ihnen kaum gehen. Ebenso wenig dürften sie annehmen, dass wir den gegenwärtigen Herausforderungen mit den Lösungen, die aus vergangenen Kämpfen hervorgegangen sind, begegnen können.

Wie können wir in diesem Zusammenhang den Hiatus verstehen zwischen der Notwendigkeit, die Produktion der je verschiedenen hierarchisierenden Differenzen – Geschlecht, Klasse, Sexualität, Rasse, Ethnie, geopolitische Positionierung, Alter – zu untersuchen sowie nach deren wechselseitigen Konstituierung und Stabilisierung zu fragen einerseits und andererseits ›Geschlecht‹ als erkenntnisleitende Kategorie in der Frauen- und Geschlechterforschung zu privilegieren? Anders gefragt: Was bedeutet es, die Kritik an der begrenzten analytischen Kapazität einer »geschlechtersensiblen« Perspektive für das Verständnis komplex ineinander verschränkter sozialer, kultureller, rechtlicher oder ökonomischer Marginalisierungen und Ungleichheiten anzuerkennen? Resultiert daraus nicht, wie Wendy Brown (in diesem Band) fragt, die Unmöglichkeit von Frauen- und Geschlechterforschung als distinktem akademischem Unternehmen?

Was also folgt aus der innerfeministischen Kritik und welche Konsequenzen wären zu ziehen aus den angesprochenen Transformationen: Für die Zukunft von Feminismus, für die zukünftige Entwicklung von ›Frauen- und Geschlechterforschung‹, von ›Gender Studien‹ – oder wie auch immer wir dieses Unterfangen in Zukunft nennen mögen. Was bedeutet es in einer Zeit fundamentaler materieller, politischer und kultureller Veränderungen im akademischen Leben, die nicht nur den Stellenwert wissenschaftlichen Wissens, dessen Produktion, Distribution und Konsumtion beeinflussen, sondern auch uns als akademische Subjekte neu konstituieren, sich als ProduzentInnen und KonsumentInnen *kritischen* Wissens zu verstehen und zu agieren? Welche intellektuellen und institutionellen Antworten haben wir auf die beschriebene Transformation der Universität zur *entrepreneurial university*, auf die marktförmig organisierte Steuerung der Wissensproduktion? Welches feministische Wissen – wenn überhaupt – wird in einer solchen Situation nachgefragt werden?

Und wie, schließlich, kann *Feminismus* bedacht werden? Wie kann seiner politischen, theoretischen und akademischen Geschichte Rechnung getragen werden, ohne in einem notorischen Gestus permanenter Überbietung die eigene(n) Geschichte(n) preiszugeben und Feminismus als historisch überholt zu positionieren, als etwas mithin, das seine Zeit gehabt hat, aber auch ohne nostalgisch an seinen heroisch verklärten früheren Momenten zu kleben und ihn damit zur ewigen Wiederholung seiner selbst zu zwingen? Wie, mit anderen Worten, berücksichtigen wir das Moment der Nachträglichkeit, die Erfahrung, dass »Beschreibungen der Vergangenheit nicht Repräsentationen des Vergangenen sind, sondern nachträgliche Auswahlen, Umschriften, Neuperspektivierungen« (Knapp/Wetterer 2003, 9)? Denn ohne Zweifel ist Geschichte polychromatischer als es die von präsentistischen Interessen geleiteten Rekonstruktionen vermuten lassen.

Welche Implikationen und welche Funktion hat es also die Geschichte des akademischen Feminismus zu erzählen entweder als heroische Fortschrittsgeschichte, »als letztes Refugium des Fortschrittsglaubens« (Hahn 2002), als Geschichte von bestenfalls naiven Anfängen über allmähliches Wachstum und graduelle Verfeinerung zu immer größerer Differenziertheit oder entgegengesetzt als gleichsam apokalyptische Geschichte der Normalisierung, als Geschichte von Aufstieg und Fall, von einer Revolution, die von ihren eigenen Kindern aufgefressen wird, und schließlich von einem nostalgischen Blick zurück im Zorn – Erzählungen, in denen in jedem Fall

die Heldinnen immer in der Gegenwart zu finden sind? Und in welcher Weise disziplinieren diese Erzählungen die Gegenwart und die Zukunft des feministischen Wissensprojektes? Welche Befürchtungen werden jeweils aufgerufen, welche Sackgassen beschworen? Welche Versprechen gemacht, welche Zukünfte entworfen?

Wäre folglich die Geschichte des feministischen wissenschaftlichen Wissens nicht sinnvoller zu erzählen als labyrinthische Geschichte von theoretischen und methodischen Um-, Irr- und Seitenwegen, von Auf- und Abbrüchen, von kategorialen Fixierungen und deren Infragestellung. Und als Geschichte, in der lediglich retrospektiv datierbare Phasen, Generationen oder als progressiv wahrgenommene Entwicklungsverläufe, Haupt- und Seitenlinien ausgemacht werden können. Sollte es statt als teleologischer Entwicklungsroman oder epistemische Fortschrittsnarration oder aber als ebenso linear gedachte Verfallsnarration nicht besser als Geschichte eines spannungs- und konfliktreichen, heterogenen und unabschließbaren Wissens erzählt werden? Als Geschichte eines Wissens, das von gesellschaftlichen Widersprüchen und internen Kämpfen, von Brüchen und Divergenzen, Parteiung und Spaltung, von individuellen Interessen nach Prestige, Anerkennung und Reputation, aber auch von außerwissenschaftlichen politischen Interessen und Konjunkturen, von emotionalen Bindungen und Widerständen geprägt und dessen Verlauf und je zukünftige Kontur immer unabsehbar gewesen ist und bleiben wird. Wie Jane Newman kommentiert: »Die Farben ebenso wie die Konturen der Vergangenheit sind auch ohne unsere Intervention ebenso tief wie komplex wie die der Gegenwart« (Newman 2002, 171; Übersetzung sh).

Literatur

Ahmed, Sara (2000), Whose counting? In: *Feminist Theory* 1/1, 97-103.

Bereswill, Mechthild (2004), ›Gender‹ als neue Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik. In: Michael Meuser/Claudia Neusüß (Hg.), *Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente.* Bonn, 52-70.

Bock, Gisela (1977), Frauenbewegung und Frauenuniversität. Die politische Bedeutung der Sommeruniversität. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976.* Berlin, 15-22.

Bock, Ulla/Landweer, Hilge (1994), Frauenforschungsprofessuren. Marginalisierung, Integration oder Transformation im Kanon der Wissenschaften. In: *Feministische Studien* 12/1, 99-109.

Boxer, Marilyn Jacoby (1998), *When Women Ask the Question. Creating Women's Studies in America.* Baltimore/London.

Braidotti, Rosi (1994), Gender und Post-Gender. Die Zukunft einer Illusion. In: Frankfurter Frauenschule (Hg.), *Zur Krise der Kategorien. Frau – Lesbe – Geschlecht*, Frankfurt am Main, 7-30.

Braun, Christina von/Stephan, Inge (2000), Einleitung. In: Christina von Braun/Inge Stephan (Hg.), *Gender Studien. Eine Einführung.* Stuttgart, 9-15.

Brown, Wendy (2006 [1997]), Die Unmöglichkeit der Women's Studies. In: Gabriele Dietze/Sabine Hark (Hg.), *Gender Kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie.* Königstein, 125-153.

Butler, Judith (1990), *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity.* New York/London.

– (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt am Main.

Certeau, Michel de (1991 [1975]), *Das Schreiben der Geschichte.* Frankfurt am Main/New York.

Clark, Burton R. (1998), *Creating Entrepreneurial Universities. Organizational Pathways of Tansformation.* Surrey.

Coward, Rosalind (1999), *Sacred Cows. Is Feminism Relevant to the New Millenium?* London.

Demirovic, Alex (1999), *Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule.* Frankfurt am Main.

Dölling, Irene (1996), Das Veralten der Frauenforschung. In: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung* 37, 601-619.

Douglas, Mary (1991), *Wie Institutionen denken.* Frankfurt am Main.

Ernst, Waltraud (1999), *Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern.* Wien.

Gerhard, Ute (1986), Alte und Neue Frauenbewegung als soziale Bewegung – ein soziologischer Vergleich unter besonderer Berücksichtigung der Arbeit von Frauen. In: Autonomes Lesben- und Frauenreferat Universität Frankfurt (Hg.), *Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl.* Frankfurt am Main, 145-157.

Hagemann-White, Carol (1984), Thesen zur kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. In: Barbara Schaeffer-Hegel/Brigitte Wartmann (Hg.), *Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat*. Berlin, 137-139.

Hahn, Barbara (2002), Geschlechterforschung und *Gender Studies*. In: Renate Kroll (Hg.), *Metzler Lexikon Gender Studies. Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar, 157.

Hark, Sabine (2005), *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt am Main.

Heintz, Bettina (1993), Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. In: Elisabeth Bühler (Hg.), *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich/Dortmund, 17-48.

Hirschauer, Stefan (2003), Wozu ›Gender Studies‹? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. In: *Soziale Welt* 54, 461-482.

Jaggar, Allison (1983), *Feminist Politics and Human Nature*. Totwa.

Jay, Martin (1990), Name Dropping or Dropping Names? Modes of Legitimation in the Humanities. In: Martin Kreiswirth/Mark A. Cheetham (Hg.), *Theory Between the Disciplines: Authority/Vision/Politics*. Ann Arbor, 19-34.

Kahlert, Heike (2001), Kein Fach wie jedes andere? Feministische Lehre im Professionalisierungsprozess. In: *Feministische Studien* 12/23, 74-92.

Klinger, Cornelia (1998), Periphere Kooptierung. Neue Formen der Ausgrenzung feministischer Kritik. Ein Gespräch mit Kornelia Klinger. In: *Die Philosophin* 9/18, 95-107.

Knapp, Gudrun-Axeli (2000), Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hg.), *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg, 63-102.

Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (2003), Vorwort. In: Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. (Hg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster, 7-12.

Kristeva, Julia (1986), Women's Time. In: Toril Moi (Hg.), *The Kristeva Reader*. New York, 187-213.

Kroll, Renate (Hg.) (2002), *Metzler Lexikon Gender Studies. Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar.

Luhmann, Susanne (2001), *Im/Proper Subjects? An Inquiry Into Social Differences als Knowledge and Pedagogy in Women's Studies*. Dissertation York University, Toronto.

McRobbie, Angela (2004), Wozu Mütter und Väter? Judith Butler, Antigones Verlangen. Verwandtschaft zwischen Leben und Tod. Neuordnung der Verwandtschaftsverhältnisse, Verwerfung des Feminismus. In: *Das Argument* 252, 648-657.

Mittelstraß, Jürgen (2003), Die deutsche Universität verliert ihre Seele. In: *Frankfurter Rundschau*, 26. Juni 2003, 7.

Newman, Jane O. (2002), The Present and Our Past: Simone de Beauvoir, Descartes, and Presentism in the Historiography of Feminism. In: Robyn Wiegman (Hg.), *Women's Studies on its Own*. Durham/London, 141-176.

Pêcheux, Michel (1975), *Le vérité de la palice*. Paris.

Rubin, Gayle (2006 [1975]), Der Frauentausch. Zur ›politischen Ökonomie‹ von Geschlecht. Gabriele Dietze/Sabine Hark (Hg.), *Gender Kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*. Königstein, 69-123.

Scott, Joan W. (1988), *Gender and the Politics of History*. New York.

– (1994 [1986]), Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Nancy Kaiser (Hg.), *Selbst Bewusst. Frauen in den USA*. Leipzig, 27-75.

– (2001), Die Zukunft von *gender*. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Claudia Honegger/Caroline Arni (Hg.), *Gender – die Tücken einer Kategorie. Joan W. Scott, Geschichte und Politik*. Zürich, 39-63.

Segal, Lynne (2000), *Why Feminism?* Cambridge.

Senghaas-Knobloch, Eva (2004), Vom Glück gegenseitiger Anerkennung. Das Jahrhundert des Feminismus: Menschenrechte und fürsorgliche Praxis, In: *Frankfurter Rundschau*, 24. Februar 2004, 7.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2003 [1988]), Can the Subaltern Speak? In: *Die Philosophin* 14/27, 42-58.

Stephan, Inge (2000), Literaturwissenschaft. In: Christina von Braun/Inge Stephan (Hg.), *Gender Studien. Eine Einführung*. Stuttgart, 290-299.

Wiegman, Robyn (2001), Object Lessons: Men, Masculinity, and the Sign *Women*. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 26/2, 355-388.

Wiese, Daniel (2002), Männer, Frauen, Fantasien. In: *Die Zeit* 11/4, 79.